

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitung Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgeb.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlant.

Inserate werden die 6 gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Des Bußtages wegen erscheint die nächste Ausgabe der Leipziger Volkszeitung erst am Donnerstag dem 17. November.

Leipzig, 15. November.

Eines muß dem „großen Staatsmann“ Dupuy, der nun in Frankreich wieder das Steuer der Regierung in der Hand hält, auch der blasse Neid zugestehen: er weiß den Mund vollzunehmen. Und so hat er mit einem Pathos, das sehr an die Heldenspieler der Bühne erinnert, verkündigt, daß die Suprematie der Civilgewalt über die Militärgewalt in Frankreich wiederhergestellt sei.

Es giebt auch in Frankreich Leute genug, auf die die Phrase berauschend wirkt, und so sieht nun ein anderer „gewesener“ Staatsmann, Herr Clemenceau, alles in rosigem Licht, weil Herr Dupuy eine so schöne Rede gehalten hat.

Daß sonst so kluge Menschen immer noch nicht begreifen können, daß Morden noch keine Thaten sind. Die Wiederherstellung der Suprematie der Civilgewalt über die Militärgewalt in Frankreich wäre allerdings eine rettende That; leider haben wir von einer solchen bis jetzt nichts bemerken können.

Die dritte Republik ist immer ein Militärstaat gewesen. Sie wurde mitten im Kampfe geboren und wenn ihr erster Diktator Gambetta auch kein Militär war, so war doch ihre erste Aufgabe die Organisation neuer Armeen. Der Sturz der Kommune befestigte die Militärgewalt wieder, die durch die Niederlage in dem großen Kampfe mit Deutschland in Bezug auf ihr Ansehen sehr viel eingebüßt hatte. Indem man ungeheure Summen auf die Reorganisation der Armee verwendete, stärkte man auch die militärische Macht als solche. Die Besorgnis vor einem neuen Angriffe Bismarcks trieb zu großen Anstrengungen, und ganz ungegründet war diese Besorgnis nicht. So kam die französische Republik nicht dazu, ein demokratisches Heerwesen zu schaffen; sie war und blieb in Bezug auf das Heer, was das Kaiserreich auch gewesen, nur mit dem Unterschied, daß die Streitkräfte der Republik zahlreicher und besser gerüstet waren, als diejenigen des Kaiserreichs. Wenn Napoleon III. seine kriegerischen und überseeischen Abenteuer hatte, so hatte die nunmehr regierende Bourgeoisie die ihrigen nicht weniger; sie rüstete Expeditionen nach Tonkin, nach Tunis und nach Madagaskar aus. In den Rüstungen suchte die Republik vollkommen Schritt zu halten mit den übrigen Militärstaaten, und sie hat sich dabei keine anderen

Beschränkungen auferlegen lassen, als die durch die Bevölkerungsziffer gebotenen.

Wenn Herr Dupuy wirklich nicht bei der bloßen Phrase stehen bleiben und die Militärgewalt der Civilgewalt unterordnen will, dann heißt das nichts Geringeres, als den Militarismus in Frankreich beseitigen. Untersuchungen wir einmal, was zu geschehen hätte, wenn Herr Dupuy seine Worte nur einigermaßen wahr machen wollte.

Zunächst hätte die Sonderstellung der Armee im Staate vollkommen aufzuheben; Soldat und Bürger, d. h. Staatsbürger müßten sich durchaus gleich gestellt sein. Der besondere Gerichtsstand der Armee wäre vollkommen zu beseitigen. Die Zahl der Berufssoldaten müßte ganz bedeutend eingeschränkt werden. Die Mannschaften wären nach beendigter kurz bemessener Dienstzeit nach Hause zu entlassen, so daß nur ein ganz geringer Teil der wehrfähigen Mannschaften unter den Waffen wäre. Das Waffentragen außer dem Dienste müßte Offizieren und Mannschaften strengstens untersagt sein. Jeder Reservist müßte seine Waffen und eine Anzahl Patronen mit nach Hause bekommen, damit im Falle eines feindlichen Angriffs sofort die Mannschaften zur Abwehr zusammengezogen werden könnten. Schließlich müßte über der ganzen militärischen Verwaltung die strengste Kontrolle der Volksvertretung stehen.

Ungefähr so wollte auch der Antrag, den seiner Zeit die Sozialisten in der französischen Kammer gestellt haben, das Heerwesen umgestaltet wissen. Wenn wir deutschen Sozialisten den Gedanken einer vollständigen Heeresverfassung zu verwickeln streben, dann heißt es, wir wollten Deutschland „wehlos machen“ und man verweist uns auf die französischen Sozialisten, die „nationaler“ und „patriotischer“ gesinnt sein sollen, als ihre deutschen Gesinnungsgenossen. Nun, die französischen Sozialisten haben Frankreich gewiß nicht wehlos machen wollen und sie sind der Ueberzeugung gewesen, daß die von ihnen angestrebte Wehrverfassung zur Verteidigung des Landes ausreichend gewesen wäre, während die Armee des Kaiserreichs, trotz allen äußerlichen Gepranges, zu erfolgreicher Abwehr nicht fähig gewesen ist.

Damit ist auch der springende Punkt der ganzen Frage berührt. In einem wahrhaft demokratischen Staatswesen kann das Heerwesen nichts anderes sein, als eine Organisation zur Verteidigung des Landes gegen einen feindlichen Angriff; andere Aufgaben existieren für ein Volkshier nicht. Damit ist auch die Gefahr beseitigt, die aus dem Ehrgeiz von gewalthätigen Staatsmännern, Prätendenten und diktatorischen Naturen für das Land entstehen kann. Es ist kein Werkzeug da, um Staatsstreich zu machen und daß mit

den wenigen, in der Uebung befindlichen Truppen keine solchen Abenteuer unternommen werden können, dafür ist gesorgt, indem das ganze Volk seine Waffen hat und von seiner gesetzlichen Regierung jederzeit gegen Staatsstreichler und Unzulrager von oben angerufen werden kann.

Aber ach, da könnte ja auch der „demokratische“ und „republikanische“ Spießbürger nicht mehr ruhig schlafen! Obwohl in der Schweiz Einrichtungen bestehen, die den geschilderten ähnlich sind, und obwohl es sich darum in der Schweiz doch eben so ruhig oder noch ruhiger leben läßt, denn anderwärts — wenn die französischen Kapitalisten ihre Geldschränke nicht von einer halben Million von Bajonetten bewacht sähen, so würden sie glauben, die alte Welt wolle untergehen.

Die französischen Bourgeois und der Rest von Aristokratie, den die Revolution übrig gelassen — was würden diese Schichten anfangen, wenn ihren Sprößlingen durch die Armee nicht mehr eine Versorgung und die Gelegenheit, emporzukommen, geboten wäre! Und der ganze gaffende Pöbel in Seidenhüten und seidnen Schlepptüchern, der Frankreich verloren glaubt, wenn nicht bei jeder Gelegenheit der alte militärische Pomp entfaltet werden kann und wenn nicht bei großen Paraden die Kürassiere, diese im Kriege nunmehr überflüssige Truppe, die Helmbüschel nach alter Art wehen lassen und den Boden unter dem Hufschlag ihrer schweren Schlachttröffe zittern machen können! Welchen Ärger würde dieser Pöbel erheben, wenn Herr Dupuy wirklich die Militärreformen einführen würde, die unerlässlich sind, um die Militärgewalt der Civilgewalt unterzuordnen und Frankreich aus einem antiquierten Militärstaat in einen wirklich demokratischen Staat zu verwandeln!

Niemand wird Herrn Dupuy zutrauen, daß er den Mut, die Energie und das Verständnis besitzt, in obigen Sinne zu handeln. Er wird genau so „fortwursteln“, wie es die anderen Minister auch gethan haben, und die Republik wird in dem Widerstreit zwischen bürgerlichen und militärischen Interessen ihr asthmatisches Dasein weiter schleppen, bis sich eines Tages der Mann doch findet, der mit seinem Säbel den Dupuy und Genossen beweist, daß die „Suprematie der Civilgewalt über die Militärgewalt“ unter den gegenwärtigen Umständen ein schöner Traum ist.

Wir wünschen ganz gewiß nicht, daß es so kommt, denn es wäre ein fürchterliches Unglück, aber wir fürchten, daß es so kommt.

Seuiletton.

Maßgebend u. verboten.

Unführbar.

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

XVII.

Am Saume des Kiefernwaldes, durch den ein breiter Weg zur Ruine führte, trafen Hermann und Maria, begleitet von Fräulein Nullinger, die Wonsheim mit Jee, und Wilhelm mit Willy und den zwei nächsten Anwärtern. Den letzteren hatten ein paar thätige Ackerhäule den Gefallen erwiesen, sie hierherzutragen in einem Galopp, der ringsum den Boden lockerte.

Die Damen waren bereits aus dem Wagen gehüpft, Wilhelm und seine Söhne abgestiegen, nur Gustav und Clemens saßen noch zu Pferde und parlamentierten mit ihren Frauen, die es nötig gefunden, als Touristinnen zu erscheinen. Sie trugen leichte Hüte mit blauen Schleifern, schrote Kleider aus Sommerloden, Schnürstiefel aus Luchten, dicke Strümpfe aus Hiegenhaaren und über den Schultern Sammmantel aus lichtgelbem Oriental-India-Cloth.

„Schau's her, Gräfin," sagte Clemens zu Maria, nicht ohne geheimen Stolz, „wie die sich an'legt haben. Und was ihnen nicht wieder einfallt. Jetzt wollen's auf dem schlechten Fußsteig zur Burg hinauftragen.“

„Weil man von dort eine so schöne Aussicht hat," sagte Carla.

„Und well's gefährlich ist," fiel Betty ein.

„Und so poetisch, nicht wahr, Fräulein Nullinger? Das ist etwas für Sie," sprach Jee mit gutmütigem Scherze. „Ich biet' Ihnen meinen Arm, ich bring' Sie hinauf, ich schwör's!“

Fräulein Nullinger machte einen Blickling, so tief, als ob sie sich niedersetzen wollte und nahm, in nervöser Dankbarkeit zerfließend, den gütigen Vorschlag an.

Der Reiter mit dem Wagen, die Reitknechte mit den Pferden wurden nach dem Versammlungsplatz geschickt. Wilhelm erteilte seine Befehle in ungewohnt mütterlicher Art und brummte dazwischen vor sich hin: „Unsinn! was das für ein verfluchter Unsinn ist . . . sich einen solchen Weg auszusuchen, das ist keinem anderen eingefallen als dem Willy . . .“

„Vorwärts, Einjähriger! Sie führen an," sprachen die Damen, winkten den Zurückbleibenden einen Gruß zu und traten ihre Wanderung an.

Wilhelm zögerte einen Augenblick, dann folgte er ihnen, um seinen Willy zu überwachen. — „Der verdammte Bursch" hüpft herum wie auf Sprungfedern; schneidet, scheint mir, schon die Cour . . . Und gleich dreien auf einmal. Wart' Kerl, Dir geh' ich nicht von der Seite.“

„Und was machen denn Sie, Gräfin?" fragte Gustav. „Ich gehe auch zu Fuß, aber auf dem guten Wege," antwortete Maria heiteren Tons und nahm den Arm ihres Mannes.

„Da werden wir halt langsam vorausreiten." Und sie setzten sich in Bewegung auf ihren zwei berühmten Vollblutrappen.

„Alle auf und davon. Siebt's etwas Unhöflicheres als unsere Gäste?" scherzte Hermann.

„Wir sind's; wir lassen sie gar so ungehindert ziehen.“

„Und bleiben allein, was das Schönste ist auf der

Welt," begann er nach einer kleinen Weile wieder. „Wenn ich denke, daß es Leute giebt, die sagen, die Liebe vergeht, — und glauben sie zu kennen, die Narren! Die meine ist heute, was sie in der Stunde war, in der ich Dir zum erstenmal begegnete und von Dir nichts wußte, als Deinen Namen.“

Er umschlang sie fest; Seite an Seite schritten sie dahin. Die Reiter waren ihren Blicken verschwunden; eine großartige Einsamkeit herrschte, eine zanderhaft belebte Stille. Ueber den Häuptern der Bäume webte glühender Sonnenschein, kühle Schatten wallten zu ihren Füßen. Unabsehbar schien der Wald sich zu breiten, ein heiliger, ein geweihter Raum, der, von Liebenden betreten, sie frei macht von dem störenden Gedanken an die Außenwelt, von dem Bewußtsein der verrinnenden Zeit.

Maria hatte sich sanft losgemacht; sie trat vor Hermann hin und blickte ihm ernsthaft in die Augen: „Ich aber," begann sie plötzlich, „liebe Dich alle Tage mehr. Und meine Liebe — sieht.“

„Im Gegensatz zu der meinen, die wohl blind ist?"

„Unleugbar" versetzte sie und zog ihn wieder an sich. Da rief er aus: „Es lebe meine blinde Liebe! Die Nacht, mit der sie mich umgiebt, ist nicht wie eine andere; 's ist eine hellstimmernde Nacht. Sie zeigt mir den guten Geist meines Hauses, die Tröstlerin des Betrübten . . .“

„Und so weiter!" unterbrach sie ihn mit erzwungenem Lachen. „Lassen wir das, ich bitte Dich, Hermann —“

„Nun denn, nein; kein Wort zu Deinem Preise. Wie fang' ich's aber an, zu verschweigen, wovon mein Herz voll ist? Du forderst von mir Bestätigung, Du immer und unverbrüchlich Wahrhaftigkeit!" Er ergriff ihre beiden Hände, sie zitterten in den seinen: „Was bewegt Dich so? — sag' es Deinem besten Freunde . . . Sieh', manchmal — ich